



Tags zuvor spielten sie noch in Paris – nach ihrem Heimspiel in Regensburg brach Tobias Meinhart mit seiner Band „Sonic River“ nach Berlin auf.

Foto: Peter Geiger

Die vielen Stimmen von New York City

Tobias Meinhart gastierte mit seinem Quartett „Sonic River“ in Regensburg

Von Peter Geiger

Regensburg. Wer's in New York schafft, schafft's bekanntlich überall. Der Tenorsaxophonist Tobias Meinhart darf für sich beanspruchen, Exportartikel Nr. 1 zu sein, in Sachen Jazz, von der Donau an den Hudson River. Weshalb es ihm, der in Würth an der Donau aufgewachsen ist und in Regensburg am Albrecht-Altdorfer-Gymnasium sein Abitur gemacht hat, mit seinen vier Begleitern vor heimischer Kulisse spielend gelingt, das Publikum im restlos ausverkauften Leeren Beutel um den Finger zu wickeln. Und in knapp zwei Stunden Nettospieldzeit einen tiefen und bleibenden Eindruck davon zu vermitteln, wie diese Neunmillionen-Metro-pole klingt.

Fiebrig, ekstatisch und wild, aber auch meditativ, in sich gekehrt und verträumt. Der Jazz ist allgegenwärtig im Big Apple, sagt Tobias Meinhart: Es gibt kaum einen Aufzug oder einen Supermarkt, aus dessen Lautsprechern nicht unvermittelt

John Coltrane erklingt oder Miles Davis.

Begonnen hat er seine musikalische Ausbildung am Music College Regensburg, eigentlich nur, um ein Jahr zu überbrücken, weil er ja Medizin studieren wollte. Aber, so scherzt er nach Konzertende mit Yankee Meier, einem seiner damaligen Lehrer – die Welt, sie muss verzichten, auf ihn als Weißkittel. Denn schon als Erstsemester hatte er begriffen, dass seine wahre Bestimmung darin liegt, Musik zu machen.

Vollkommene Souveränität

Die beiden sind sich einig: Die hohe Schule der Tonbildung, die sie damals gemeinsam betrieben haben, sie ist ein weites, unüberschaubares Feld. Und deshalb Quell steter Freude. Via Basel und Amsterdam landete Tobias Meinhart schließlich an der New York School of the Arts. Von Anfang hat er seine neue Heimat als Herausforderung begriffen. Denn als gebürtiger Bayer landete er in einer Stadt, in der er mit rund

30 000 anderen Saxophonisten um die Wette spielt. Er musste sich also dieses spezielle Idiom erst aneignen und das gesamte Repertoire erwerben. Jedenfalls, so sagt er, hatte er schlechtere Karten als jemand, der etwa in Harlem geboren wurde. Aber – und das wird bei der eindringlichen Performance an diesem Abend in jeder Sekunde deutlich: Er ist nicht nur angekommen – er hat mittlerweile vollkommene Souveränität im Zugriff aller Mittel erreicht, die einem Saxophonisten zur Verfügung stehen. Das Magazin „Downbeat“, die wichtigste Jazz-Zeitschrift der Welt, widmete ihm kürzlich ein Feature und lobt seinen eigenen Akzent.

Diesen angestrebten Zustand nennt er „Flow“. Das ist eine Kategorie, die sich mittlerweile auch in unserer Sprachwelt eingebürgert hat und darauf anspielt, dass man eine solche Freude an seinem Tun verspürt, dass man schließlich in einen Zustand gerät, in dem alles zu fließen scheint. In einen Schaffensrausch gerät

und dabei alles andere vergisst. Seine Herangehensweise ans Komponieren vergleicht er gerne mit dem fluiden Element – und das verkörpert er auch im wahrsten Wortsinn, wenn er sich beim Spielen reinkniet, um im nächsten Augenblick hochzuschleunigen und – gepackt vom Groove – zu tänzeln.

Vom Flow zum Take-off

Die Heimspielatmosphäre pusht Tobias Meinhart an diesem Abend noch zusätzlich – weshalb seine Kollegen auch vom „Hometown-Vibe“ sprechen. Fast wie ein Sportler scheint er sich zu verausgaben, wenn er seine Dienste zunächst dem Orchestralen widmet, um dann auszuweichen und zu solieren. Und sich mit labt, am Mineralwasser. Im zweiten Set legt er dann irgendwann sein schwarzes Ledersakko ab – aber da ist aus dem Flow eh schon lang ein Take-off geworden: Drummer JK Kim, der in Seoul auch K-Pop-Superstar ist, ist ein energetischer Magier – im fliegenden Wechsel holt er

die Sticks aus seinem Köcher, auch mal Paukenstöcke und wechselt dann zu Rimshots. Ramiro Olaciregui wiederum ist ein brutal schneller Gitarrist, der aus der Echokammer heraus mit seinen warmen Sounds Erinnerungen an den Fusion-Jazz und Pat Metheny weckt. Kontrabassist Matt Penman, aus Neuseeland stammend, ist ein unermüdlicher Arbeiter, der sein bundloses Brett traumhaft sicher im Klammergriff behält und seine Muster mit ungeheurer Behendigkeit abläuft. Eden Ladin wiederum, aus Tel Aviv stammend, hält den Laden am Flügel zusammen. Einmal – da ist gerade der Drummer am Solieren – da gibt er Meinart einen Stups – weil er doch auf Sichtkontakt angewiesen ist, um seine Tupfer präzise zu setzen. Und so fängt am Ende dieses Quintett mit seinem begeisternden Spiel die Polyphonie, also die Vielstimmigkeit, von New York City ein. Und verfrachtet dieses sonische Superpaket erfolgreich tief hinein ins mittelalterliche Herz von Regensburg.